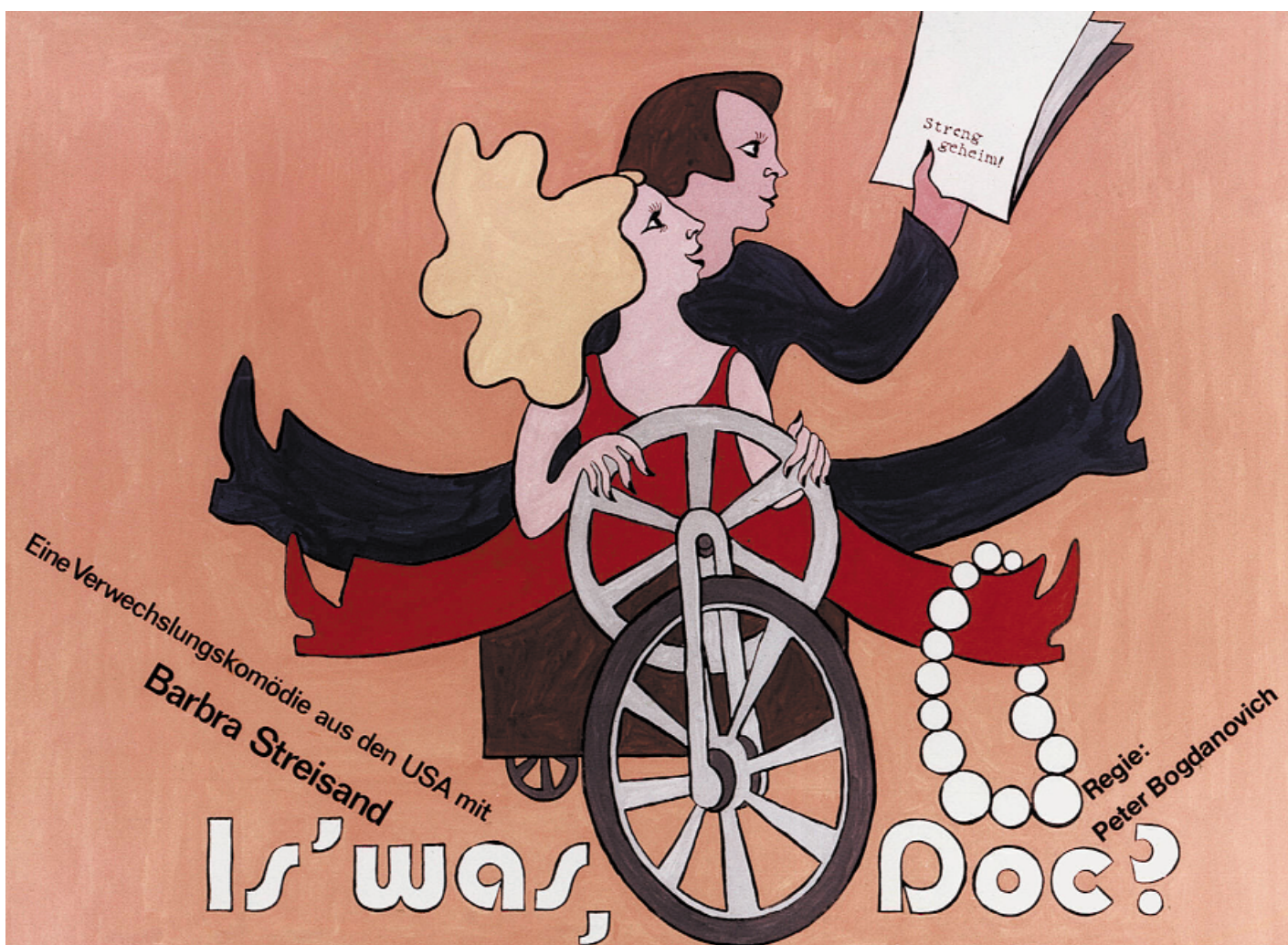


ESSAY

Is' was, Doc?

FÜNF THESEN ZUR LAGE DER GEISTESWISSENSCHAFTEN
IN DER KOMMERZIELLEN GESELLSCHAFT



VON WOLFGANG
FRÜHWALD

1.

Vom Nutzen der Zwecklosigkeit

In der (schon etwas abgestandenen) Hollywood-Komödie „Is' was, Doc?“ wird der angeklagte Hauptdarstel-

ler von einem Richter nach seinem Beruf gefragt. Er sei Doktor der Musikwissenschaften, bekennt der Befragte schüchtern. Ob er dann ein Radio reparieren könne, lautet die zweite Frage des Richters. Als der Angeklagte dies verneint, fordert ihn der Richter barsch auf, gefälligst seinen Mund zu halten. So oder jedenfalls so ähnlich erscheint

Der kauzige Geisteswissenschaftler
als Hans im Glück in der Vorstellung
der Traumfabrik Hollywood

mir die Lage der Geisteswissenschaften im Turbokapitalismus heute. Aus allen Ecken (nicht nur in Deutschland) ertönt die Frage nach ihrem Zweck und ihrem Nutzen, nach den von ihnen vermittelten brauchbaren Fähigkeiten in einer

auf Ökonomie und Kommerz gestellten Welt. Wer die Universitäten zu Kundenzentren wie Bahnhöfe und Flughäfen auszubauen vorschlägt (und solche Vorschläge gibt es allen Ernstes), wer nach australisch-neuseeländischem Vorbild das Lehrer-Schüler-Verhältnis des akademischen Unterrichts in ein Kauf- und Kundenverhältnis verwandeln möchte, wird zwar die im allgemeinen Nützlichkeitswahn noch verbliebenen Denknischen auskehren, aber keinen originellen Beitrag zur Universitätsreform leisten; nicht zur deutschen Reform und schon gar nicht zu der jetzt anstehenden europäischen Reform. Der Marburger Philosoph Reinhard Brandt hat vor kurzem (im Sonderband 5 der „Deutschen Zeitschrift für Philosophie“, 2003) zurecht darauf hingewiesen, dass die „in der kommerziellen Gesellschaft parteiübergreifend geforderte Praxisorientierung der Universität“ nichts anderes sei als „Materialismus pur, in dessen Erdhorizont Ideen, wie sie Kant und Humboldt² artikulierten und in die Tat umgesetzt haben, „schlechthin obsolet sind und selbst ideelle Überhöhungen und Bemäntelungen, wie sie der nationale und der reale Sozialismus zwischen 1933 und 1990 für opportun hielten“, nicht mehr programmfähig sind.

Freie Selbstbestimmung des Denkens – *conditio sine qua non*

Jene Politiker, die immer wieder mit Genuss das Ende der Humboldt²-schen Universitätsidee beschwören, werden sich davon zwar kaum beeindrucken lassen. Doch sollte auch ihnen deutlich sein, dass eine Universität (gerade in den scheinbar so nützlichen Fakultäten) ohne die schon von Kant beschriebene freie Selbstbestimmung des Denkens als Universität (das heißt als ein Schatzhaus des Wissens und eine Schule des Denkens) nicht mehr existenzfähig ist. Sie wird zu einer Fachschule degradiert,

welche zwar mit nützlichen (politischen oder wirtschaftlichen) Programmen eine zeitlang leben kann, als spezifische Institution der steten Erneuerung des Denkens hätte sie ausgedient. Auch wenn der „Streit der Fakultäten“ heute nicht mehr wie zu Kants Zeiten zwischen den oberen (fachgebundenen) Fakultäten und der unteren, der Philosophischen Fakultät, stattfindet, sondern der lebensspendende Konflikt zwischen Fremd- und Selbstbestimmung des Denkens (wir könnten auch sagen zwischen freier Grundlagenforschung und Programm- oder Auftragsforschung) in die Fächer (selbstverständlich nicht nur der Geisteswissenschaften) abgewandert ist, so bleibt doch zu konstatieren: Diese freie Selbstbestimmung ist das Lebenszentrum der Universität. Ohne sie und ihre Pflege sieht es im Reich des Denkens aus wie auf dem Mars, wo der glühende Antrieb des (vielleicht einmal vorhandenen) Lebens längst erloschen ist. Ich habe vor Jahren einen befreundeten Chemiker gefragt, was er für die wichtigste Voraussetzung zur Entwicklung seines Faches halte. Er hat mir geantwortet: die kreative Phantasie. Wir kamen sogleich in ein langes Gespräch, was die Geisteswissenschaften dafür tun können, dass diese Art der Phantasie und der Ideenentwicklung nicht aus der Welt geht.

2.

Alltag der Universität

Die Erosion der Universität – das ist eine nüchterne Feststellung, keine Klage – schreitet deshalb voran, weil zwar allenthalben noch Lippenbekenntnisse zur freien Selbstbestimmung des Denkens zu hören sind, aber nur in Sonntagsreden, in Festansprachen, weil es sich halt so gut anhört, doch im Alltag der Universität nicht mehr. Dort herrschen in allen Verwaltungsakten längst Grundsätze, die sich wie eine zur Ideologie geronnene Betriebswirtschaftslehre ausnehmen. Auch von ganz anders orientierten Leitungen, Rektoren, Hochschulräten und Wissenschaftspolitikern können diese zeitgemäßen Trends nicht gebrochen werden. Wer wie ich 90 Semester lang aktiver Hochschullehrer war, wer in den letzten Jahren die Faszination erfahren hat, mit der sich junge und alte Studentinnen und Studenten in den Hörsälen unserer Universitäten scheinbar gänzlich nutzlosen Denkwelten von Literatur und Geschichte verschwistern, sieht mit einem gewissen Ingrim, dass die Universität diese ihr so dringend nötige Rückgewinnung ihrer Öffentlichkeit ignoriert. Im Alltag der Universität herrscht die Statistik, die sich qualitativen Faktoren strikt verweigert, es herrscht der Enthusiasmus der Drittmittelinwerbung und der als Evaluation ausgegebenen Meinungsumfragen.

Ranking statistisch verbessern anstatt Begabte zu fördern

Über Jahrzehnte hin galt es als das Qualitätsmerkmal eines Hochschullehrers (zumindest in den Geisteswissenschaften), für Doktorandinnen und Doktoranden Stipendien bei angesehenen Stiftungen (bei der Studienstiftung des Deutschen Volkes, beim Cusanuswerk etc.) zu erlangen. Über Jahrzehnte hin galt es als Charakteristikum eines sicht-

baren, auch und gerade im Ausland wahrgenommenen Lehrstuhls, DAAD-Stipendiaten, Humboldt-Stipendiaten, Preisträgerinnen und Preisträger aus dem Ausland um sich zu versammeln. Seit solche Leistungen – aus rein mechanischen Gründen der Arbeitstechnik – zum Privatvergnügen der Professoren erklärt und aus den etatrelevanten Leistungsfaktoren ausgeschlossen wurden, verändert sich nicht nur die Arbeitsweise an den Universitäten (von der Personalförderung zur Projektförderung), es verändern sich auch Ansehen und Einfluss der Stipendienwerke. Diese haben noch kaum bemerkt, dass sie strukturell und systematisch aus einem Leistungswettbewerb ausgegliedert werden, der sich seine eigenen (oft geradezu skandalösen) Regeln nach den Maßstäben einer schlechten Buchhaltung selbst schafft. Da kümmert es kaum jemand, wenn urplötzlich die Bremer Betriebswirte eine Spitzenstellung in einem sogenannten Forschungs-Ranking einnehmen und die Fakultäten in Mannheim oder Köln irgendwo im Mittelfeld dümpeln, weil die Statistiker sich eben entschlossen haben, nur die in deutscher Sprache erschienenen Veröffentlichungen zu zählen. Und es kümmert die Öffentlichkeit (trotz Politikerprotest) nur wenig, wenn Deutschland in einer OECD-Statistik zum Bildungssystem auf Platz 23 rangiert, weil die in Deutschland starke berufliche Bildung (früher ein Export-Modell) in diese Statistik gar nicht einfließt. Differenzqualität ist nicht mehr gefragt. Trotz aller Anstrengungen für Profilbildung und Stärkung der Stärken (unserer Universitäten) erodieren die Universitäten als die Hohen Schulen des Denkens weiter.

Abschwung Ost als neuer EU-Qualitätsstandard

In den verelendeten Universitäten des östlichen Mitteleuropa führen die Geisteswissenschaften ein Schattendasein. Dies zu sehen, bedarf keiner großen Anstrengung, vielleicht einer kurzen Besuchsreise bei den gepeinigten Kollegen. Ihre soziale Abwertung ist nahezu perfekt. Nur mit großer Mühe gelingt es (zum Beispiel Menschen wie Andrei Plesu in Rumänien, mit westlicher Unterstützung), Hoffnung zu säen, Elitebewusstsein zu wecken, den Anschluss an die internationale Forschung zu knüpfen. Die Osterweiterung der Europäischen Union wird (aus nackter Not) das Praxisdenken der Universitäten enorm verstärken. Für die veralteten Bibliotheken in den Ländern der Osterweiterung, für die maroden Institute der Geisteswissenschaften, für die unter Existenzminimum bezahlten Professoren (die in manchen Ländern im Durchschnitt 250 € pro Monat verdienen und bis zu 48 Stunden in der Woche unterrichten müssen, um überleben zu können) fühlt sich niemand verantwortlich. Der Beschluss, die europäischen Universitäten nun strukturell einander anzugleichen (und damit zum Beispiel den weltweit angesehenen deutschen Diplomingenieur auf dem Altar der europäischen Einheit zu opfern), scheint mir in dieser Situation ein wenig hilfreicher Schritt. Die Europäisierung der Universitäten könnte auch auf anderem Wege (zum Beispiel über credit points und bi- oder multilateral geförderte Forschungs Kooperationen) erreicht werden. Dass Einheit nicht unbedingt Nivellierung heißen muss, hat sich noch nicht herumgesprochen.

3.

Von der Unredlichkeit der Leistungsindikatoren

Von der fortschreitenden Kommerzialisierung unseres Denkens und Sprechens werden vor allem die Geisteswissenschaften im engeren Sinne bedrängt, also jene Fächer und Disziplinen, die es mit Ästhetik, Moral und Geschichte zu tun haben. Dies hat auch mit den grandiosen und neidlos anzuerkennenden Erfolgen der Natur- und Lebenswissenschaften zu tun, nicht nur mit einer für Profit und Praxis eher befremdlichen Arbeitsweise dieser Wissenschaften. Was bedeuten schon die Märchen und die Mythen der Völker, wenn jeder Schritt, den die experimentellen Naturwissenschaften tun, ein weiterer Schritt zur Entzauberung der Welt ist, wenn die Konstanz der Elemente durchbrochen wird, das Innere des Lebens offenliegt, Utopien und Visionen der Märchenwelten und selbst die kühnsten Phantasien der Science-Fiction-Literatur durch die wissenschaftliche Realität täglich überholt werden? Was bedeutet der Abschluss einer großen kritischen Ausgabe, an der dreißig Jahre und länger gearbeitet wurde, gegenüber wirtschaftlichen Transferleistungen, die unmittelbar aus der Grundlagenforschung entstehen? Und trotzdem wird eine Gesellschaft, die Zukunft nicht auf Herkunft baut, welche die produktive Erinnerung dem gedächtnislosen Fortschritt opfert, keine Zukunft haben. Die Denkmalsbauten der kritischen Editionen also sind wenigstens so bedeutsam, wie die Restaurierung der Dome und Schlösser, die zu verfallen drohen. Dass sie eigene Arbeitsformen und -strukturen haben müssen und die Akademien hier noch viel zu tun

haben, um dieses Forschungsfeld zu optimieren, wissen wir seit langem. Doch ist die Frage der Langfristvorhaben, die zu fördern Bund und Länder immer unwilliger werden, ein eigener Problembereich, der nicht in die Mitte geisteswissenschaftlicher Forschung, nur in einen ihrer immer wieder angefochtenen Sektoren führt.

Verteilungskämpfe und ihre Folgen

In dem munteren Halali aber, das in vielen Bundesländern jetzt auf Stellen, Mittel und akademische Institutionen geblasen wird, sind jene Wissenschaften, die um ihrer Gegenstände willen an individuellen Forschungsstilen festhalten müssen und inmitten von Team-Forschung und Kollegarbeit noch von (Humboldts) „Einsamkeit und Freiheit“ als den Bedingungen des Forscherlebens träumen, dem offen herbeigeführten Untergang ausgesetzt. Allzu leicht greifen auch Universitätsgremien in der Hitze der schärfer werdenden Verteilungskämpfe heute auf kulturwissenschaftliche Einzellehrstühle zu, weil von einem solchen Stelleneinzug nur wenige Studenten betroffen sind und – sagen wir – die letzte Spezialisierung in Informatik und Nanotechnologie nach einem neuen Lehrstuhl ruft, dessen Ausstattung durch Industriestiftungen längst gesichert ist. Dass so ganze Fachrichtungen mit einem Federstrich ausgelöscht werden, wird im Lärm, der an der Baustelle Universität herrscht, gerne überhört. Die heute im Umlauf befindlichen Modelle zur leistungsbezogenen Mittelverteilung an den Universitäten bevorzugen die drittmittelstarken, experimentellen Fächer auf unredliche Weise. Und die theoretischen Fächer, nicht nur die Geisteswissenschaften, sollten nicht aufhören, diese Unredlichkeit anzuklagen. Das Buch, das vielleicht die Summe eines zwanzigjährigen Forscherlebens zieht – und solche Bücher

gibt es in großer Zahl, auch und gerade von jüngeren Forscherinnen und Forschern – ist plötzlich nur noch eine geringwertige Ziffer in der Jahresbilanz eines Instituts. So freunden sich die Universitäten derzeit mit einem auf quantitative Faktoren gestellten Regelwerk an, das in der Absicht erstellt wurde, das komplizierte und widerspenstige Gebilde „Universität“, das von der Sensibilität und der Individualität der Lehrenden und der Lernenden lebt, nun leichter lenken und vermarkten zu können. Der Krebschaden der Kapazitätsformel, der die Numerus-clausus-Fächer zerfressen hat, wird nicht therapiert, im Gegenteil, er hat Metastasen gebildet und greift in den Formeln sogenannter Leistungsmodelle auf jene Fächer über, die sich durch Jahrzehnte hindurch mit großen Studentenzahlen abgeplagt und trotzdem versucht haben, ihre Leistungsstandards zu halten.

Die Forschungsfreiheit ist bedroht

Ich verstehe nicht, weshalb die Hochschulen die Alarmzeichen übersehen. Sie sind so vielfältig und so auffällig, dass auf eine Gefährdung der Universität in ihrer Substanz geschlossen werden kann. Die Minderwertung der Geisteswissenschaften ist nur ein Symptom für die Auszehrung des selbstbestimmten Denkens und damit für die Freiheit der Wissenschaft. Der sich auf Empirismus und Utilitaris-

mus ausrichtende Forschungsbegriff, in dessen Windschatten dieses Geisteswissenschaften dieses Markenzeichen der Wissenschaft („Forschung“) abgesprochen wird (zuerst hinter vorgehaltener Hand, jetzt auch offen), ist ein anderes Alarmzeichen. Die Auszehrung der Bibliotheksetats, ja die öffentlich erhobene Forderung „Schafft die Bibliotheken ab!“ gehören zu diesen Signalen ebenso wie die in einigen Bundesländern um sich greifenden Hochschulfusionen. Die Aufkündigung der Gemeinschaftsaufgaben von Bund und Ländern in Bildungs- und Forschungsplanung und Forschungsförderung ist vielleicht das grellste dieser Signale. In der Föderalismuskommission, die im Herbst 2003 zusammentreten wird, wird die Frage, ob zum Beispiel in Zukunft die Deutsche Forschungsgemeinschaft und die Max Planck-Gesellschaft vom Bund allein oder von Bund und Ländern weiterhin gemeinsam finanziert werden sollen, unter verfassungsrechtlichen und das heißt vor allem unter rechtsformalen Gesichtspunkten behandelt werden.

Keine Programmforschung in den Geisteswissenschaften!

Die großen Wissenschaftsorganisationen haben noch nicht so recht realisiert, dass hier ihre Freiheit in ganz konkretem Sinne auf dem Spiel steht. Bisher haben Bund und Länder gemeinsam und anteilig und gerne Geld in einen Topf gelegt, aus dem die Wissenschaft (auf begründeten und beurteilten Antrag hin), allein unter Gesichtspunkten der Qualität, schöpfen konnte. Die große Zahl sich gegenseitig beobachtender und miteinander konkurrierender „Herrn“ des Geldes hat der Wissenschaft Freiheit durch Anerkennung ihrer Qualitätskriterien garantiert. Diese Förderstruktur hat zugleich demokratisches und föderales Bewusstsein in einer Gemeinschaft (von Gelehrten) geschaffen, die nach 1918 als „kai-



BILDARCHIV PREUSSISCHER KULTURBESITZ

Wilhelm von Humboldts Prinzipien der wissenschaftlichen Arbeit in „Einsamkeit und Freiheit“ sind für die monographische Forschung bis heute unentbehrlich.

serliche Mandarine“ nicht wenig zum Untergang der ersten deutschen Republik beigetragen hat. Das in Europa ohnehin recht einsame DFG-Prinzip der Selbstverwaltung von Wissenschaft wäre durch das Ende der Gemeinschaftsaufgabe Forschung dem Zugriff von Wirtschaft und Politik ausgesetzt. Natur- und Technikwissenschaften können vielleicht auch mit Programmforschung leben, die Geisteswissenschaften nicht. Sie leben ausschließlich von der Vielfalt der Ideen, von der Verzweigung ihrer Methoden, aus eben jener freien Selbstbestimmung des Denkens, das auch Verwirrung und Unheil

stiften kann, im Prinzip aber als die Quelle aller Erkenntnis gerade in den scheinbar nutzlosen Fächern am Leben erhalten wird.

4.

Forschungskollegs oder Institutes for Advanced Study

Als eine kleine, in Konstanz und Bielefeld angesiedelte Arbeitsgruppe in den späten achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts die Situation der Geisteswissenschaften in der Bundesrepublik untersuchte, waren die Ergebnisse durchaus ermutigend. Zwar hatte – schon

damals – die Zersplitterung der untersuchten Fächer ein oftmals unsinniges Maß erreicht, aber die Stärke der historischen und philologischen Fächer lag in ihrer Stellsenausstattung, die eine kontinuierliche Nachwuchsförderung und sogar die Etablierung neuer Fachgebiete erlaubte. Über die Situation am Ende der achtziger Jahre gibt eine Anekdote vielleicht am besten Auskunft. Ich bekam damals als Gutachter den Antrag auf Errich-

tung eines Forschungszentrums für deutsch-jüdische Literatur und Kulturgeschichte zu lesen. Der Antrag lautete auf eine Summe von etwa 100.000.– DM. Ich fand Idee und Antrag gut, die geforderte Summe aber zu gering, um ein Forschungszentrum damit zu begründen. Mein Vorschlag lautete auf das Zehnfache der beantragten Summe.

Chancen nützen

In einer vom Ministerium einberufenen Sitzung zwischen mir als Gutachter und den Antragstellern gelang es mir dann, diese zu überzeugen, dass sie wenigstens eine Million DM beantragen müssten, wenn sie wirklich arbeitsfähig werden wollten. Sie beantragten diese Million – und bekamen ein Stiftungskapital, das nochmals um das Zehnfache auch diesen Antrag überstieg. Im Sommer des Jahres 1989 nämlich waren dem Bund unerwartet Steuermillionen zugeflossen, die auf die Ressorts verteilt wurden. Wenig später implodierte der Ostblock. Die Mauer zwischen den beiden Teilen Deutschlands fiel und die Deutschen hatten anderes zu besorgen und zu finanzieren, als ein geisteswissenschaftliches Forschungszentrum an der Hebräischen Universität in Jerusalem. Wir hatten, ohne es zu wissen, die Gunst der Stunde genützt. Das aber ist der gravierende Unterschied zwischen dem Antragsverhalten in den Geistes-, den Natur- und Ingenieurwissenschaften. Letztere sind auf solche Zufallsstunden ständig vorbereitet, während die Geisteswissenschaften jeweils nur auf Aufforderung hin zu arbeiten beginnen

und auch dann noch von Zweifeln geplagt sind, ob sich der Aufwand wohl lohne, was man zu erwarten habe, ob man sich auch nicht blamiere etc.

Bestandsaufnahme nach der Wende

Zur gleichen Zeit, als das genannte Forschungszentrum an der Hebräischen Universität gegründet und damit dort zugleich ein Masterstudiengang Deutsch errichtet wurde, kam auch die Arbeitsgruppe Geisteswissenschaften des BMBF zu einem Ergebnis. Sie legte neben einer Bestandsaufnahme, neben Innen- und Außenansichten und einer theoretischen Fundierung der „Geisteswissenschaften heute“, auch Vorschläge zu ihrer theoretischen und zur methodischen Neuordnung sowie zu ihrer internationalen Verflechtung vor. Die Bestandsaufnahme samt der fundierenden Theorie wurde (in drei Bänden) 1990 und 1991 gedruckt (suhrkamp taschenbücher wissenschaft 854, 965, 973), die Nutzanwendung aber, worauf die Arbeit zielte, fiel unter den Tisch. Wie gesagt: Deutschland hatte in diesen Jahren andere und (tatsächlich) wichtigere Herausforderungen zu bewältigen als die Neuordnung der Geisteswissenschaften. Dass dem „Westteil“ der Bestandsaufnahme auf rund 1.400 Seiten ein „Osteil“ folgte, der die „Geisteswissenschaften in der ehemaligen DDR. Berichte und Projekte“ (hg. von Burkhard Steinwachs, Konstanz 1993) gleichsam im Schwebezustand ihres Übergangs beschrieben und beurteilt hat, blieb im Manuskriptdruck verborgen. Auch wenn dieser Bericht heute nur noch historischen Wert hat, ist er lesenswert und für die Fehler, die wir bei der Transformation des Wissenschaftssystems eben auch gemacht haben, aufschlussreich. Ein Teil der praktischen Vorschläge dieser Berichte (nunmehr für ganz Deutschland) wurde dadurch realisiert, dass die

Deutsche Forschungsgemeinschaft ihr Programm der Sonderforschungsbereiche in den Forschungskollegs auf die Arbeitsbedürfnisse der Geisteswissenschaften zubewegte, dass sie schließlich mit den „Geisteswissenschaftlichen Zentren“ den positiv beurteilten Rest der ehemals starken Geisteswissenschaftlichen Forschungsinstitute an der Akademie der Wissenschaften der DDR übernahm. Nun aber will die DFG, was verständlich ist, diese Erblast abgeben: die Geisteswissenschaftlichen Zentren stehen insgesamt erneut (inhaltlich und strukturell) auf dem Prüfstand.

Ein geistiges Zentrum jenseits von Fächergrenzen

Noch einmal, wenn auch unter einem düsteren Finanzhorizont, ergibt sich damit die Chance, die nie verwirklichten Gedanken zur Neuordnung der Geisteswissenschaften aufzugreifen. Deutschland hat nämlich in diesem Bereich ein gewaltiges Defizit. In den USA besteht an nahezu jeder Universität von Rang ein Institute for Advanced Study, in dem mit renommierten Gästen aus aller Welt (vor allem) geisteswissenschaftliche Forschung von internationalem Rang geleistet

wird, in dem jenes geistreiche und phantasievolle Gespräch über die Fächergrenzen hinaus gepflegt wird, dem der französische Romanier Michel Houellebecq den Erfolg der Kopenhagener Schule um Niels Bohr und seine Nobelpreisschmiede zugeschrieben hat. In Deutschland gibt es solche Institute nur vereinzelt. Houellebecq hat in seinem Roman „Elementarteilchen“ (frz. *Les Particules élémentaires*, 1998) darauf hingewiesen, dass Niels Bohr seine Studenten (der Theoretischen Physik) gern in „sein Landhaus Tilsvilde“ eingeladen habe. Dort empfing er „Wissenschaftler aus anderen Fachrichtungen, Politiker, Künstler; die Gespräche verliefen in zwanglosen Bahnen, von der Physik zur Philosophie, von der Geschichte zur Kunst, von der Religion zu Alltäglichem. Seit den Anfängen der griechischen Philosophie hatte es nichts Vergleichbares gegeben. In diesem außergewöhnlichen Kontext wurden in den Jahren 1925 bis 1927 die grundlegenden Begriffe der ‚Kopenhagener Deutung‘ formuliert, die die bestehenden Kategorien Raum, Kausalität und Zeit weitgehend aufhoben“.

Das Modell Institute for Advanced Study

Das ist eine ungefähre (nicht nur romanhafte) Beschreibung des Grundprinzips jener Institutes for Advanced Study, wie sie in Deutschland im Berliner Wissenschaftskolleg (vielleicht noch in einigen kleineren Kollegs, zum Beispiel im Zentrum für Interdisziplinäre Forschung in Bielefeld, im Delmenhorster Kolleg, im Max Weber Kolleg an der Universität Erfurt) existieren, wie sie in Frankreich mit den Maisons des Sciences de l'Homme, in Stanford mit dem IAS for the Humanities Weltruf erlangt haben, wie sie in Bukarest (im New Europe College) und in Budapest neue Eliten zu bilden suchen. Die Idee der Forschungskollegs, mit der

wir 1991 die Geisteswissenschaften in Deutschland neu zu ordnen suchen, ist – so hat Joachim Nettelbeck verdeutlicht – mit der Grundidee der Institutes for Advanced Study kompatibel. Gäbe es in Deutschland nur fünfzehn oder zwanzig solcher Institute, in denen sich die Geisteswissenschaften je einer Universität oder zweier benachbarter Universitäten zu einem Forschungsverbund mit ausländischen Gästen zusammenschließen, so wäre der Boden für diese Neuordnung bereitet. Die Finanzierung solcher Institute sollte, sofern sie befristet sind und einer strengen Qualitätsauswahl unterliegen, keine Mühe machen. Im Regierungsentwurf für den Haushalt des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (2004) gibt es (freilich geringe) Mittel, die für solche Institute eingesetzt werden könnten. Dass die für die Geisteswissenschaften zuständige Abteilung des BMBF auch strukturell denken und agieren darf, hat mir die Ministerin selbst ausdrücklich bestätigt. Die DFG könnte für die Projektfinanzierung sorgen, die Alexander von Humboldt-Stiftung würde sich für die Gäste aus aller Welt verantwortlich fühlen, und der Eigenbeitrag der Universitäten (natürlich auch der Sitzländer) beträfe eine kleine Infrastruktur

(Geräte, Räume, Sachmittel). Das Ganze wäre preiswert zu haben, die Kosten ständen in keinem Vergleich zu den vielen hundert Millionen Euro, welche die unterschiedlichen Technologiebereiche verschlingen, doch es gäbe den Universitäten ein Wettbewerbsziel, das profilbildend wirken könnte, welches das Gespräch zwischen den Fachkulturen organisiert und insbesondere für den wissenschaftlichen Nachwuchs, der sich zur Mitarbeit bewerben könnte, deshalb attraktiv wäre, weil erfahrene und beginnende Forscherinnen und Forscher gemeinsam jene stimulierende Atmosphäre schaffen, in der das freie, selbstbestimmte Denken gedeiht. Ob sich Hochschullehrerinnen und Hochschullehrer finden, die eine solche Idee weiterverfolgen und sie jetzt, da ein Einschnitt in der Reform-Entwicklung sichtbar wird, rasch in die Tat umsetzen, weiß ich nicht. Ich kann nur die Hilfe der Alexander von Humboldt-Stiftung für den Teil „Gästeprogramm“ anbieten. Und frage niemand: „Was bringt uns das über das hinaus, was wir schon haben?“ Ich habe diese Frage, die alle neuen Ideen sofort totschlägt, zu oft gehört. Wir haben solche Institute nicht. Die USA sind uns auch auf diesem Feld weit voraus.

5.

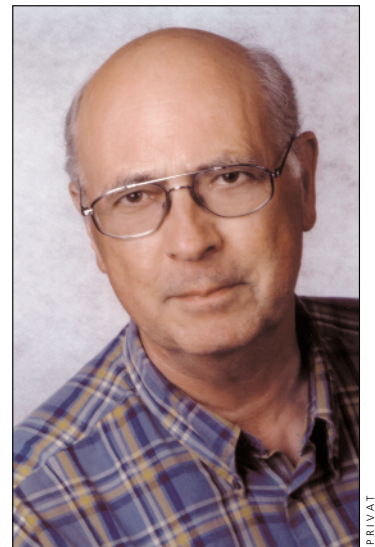
Grenzgänger der Wissenschaft

Die Frage, ob die Geisteswissenschaften neuerdings oder schon wieder oder noch immer in der Krise sind, ist gegenüber der skizzierten Situation, ihren Chancen und ihren Risiken, nachrangig.

Denn die Frage nach der Dauerkrise der Geisteswissenschaften ist keine Frage nach Stellenabbau, Rationalisierung und nach der mangelnden öffentlichen Unterstützung für Inhalte und Formen geisteswissenschaftlich dominierter Bildung, sondern die Frage, weshalb es den Geisteswissenschaften nicht gelingt, aus der wachsenden Verödung des geistigen Lebens, aus der Langeweile rationalisierter Informationswelten ihren Vorteil zu ziehen. Während der Zeit exzessiver Theoriendebatten in den Geistes- und Sozialwissenschaften (in den sechziger und den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts) haben die Naturwissenschaften jene Datengebirge errichtet, die zwar den Siegeszug der Molekularbiologie und der aus ihr entstandenen Biotechnologie eingeleitet, zugleich aber einen Empirismus begründet haben, aus dessen Irrgarten nur ein neuer theoretischer Anfang herausführen könnte. Die Mühen, unter denen heute die Entwicklung einer den Ergebnissen der experimentellen Biologie adäquaten Evolutionstheorie leidet, sind vermutlich nur deshalb so groß, weil die Zusammenarbeit zwischen Geistes- und Naturwissenschaften gestört, die gemeinsame Theorie-Sprache noch nicht gefunden ist. Gerade um des Fortschritts experimentell erfolgreicher Disziplinen willen ist es notwendig, den erreichten Stand des Wissens kulturell zu bewerten, jene kooperative Denkkultur zu begründen, die Edward O. Wilson als *consilience* bezeichnet hat.

Zukunft im Imperium der Empirie

Natürlich geht es dabei zwischen Geistes- und Naturwissenschaften auch um Wettbewerb, das heißt um Meinungsführerschaft und um Definitionshoheit im Reich der Begriffe und der Theorien, aber es geht auch um Näherungen und jene „Einheit des Wissens“, aus der allein jene hochkomplexen Theorien entstehen können, welche die Basis für die Fortentwicklung aller Wissenskulturen sein könnten. Noch ist nicht einmal das Areal solcher Theorien zwischen den konkurrierenden Fächern und Disziplinen aufgeteilt, noch wird einerseits den Geisteswissenschaften ihr Forschungsbegriff bestritten, verstecken sich andererseits die zum Strukturkonservatismus neigenden geisteswissenschaftlichen Fächer hinter den Mauern ihrer Methoden und ihren zersplitternden Spezialisierungen. Die Grenzgänger in den Geisteswissenschaften, die diesen Fächern doch allein die Kraft der Welterklärung zurückgewinnen könnten, gelten noch immer als Dilettanten und Methodenflüchtlinge, die sich schwer tun, im institutionellen Kanon einen Platz für Forschung und Lehre zu finden. Dabei ruft die Wissenswelt, auch und gerade in den Geisteswissenschaften, nach neuen Ideen, nach jungen, früh selbständig arbeitenden Menschen und am Ende eines langen empiristischen Weges nach der umfassenden Bewertung der wegelosen Datengebirge. Der Mut zur energischen Grenzüberschreitung, zum theoretischen und methodischen Risiko in den Geisteswissenschaften, könnte mithelfen, der Menschheit das Schicksal der Langeweile zu ersparen, das Schicksal der von Durs Grünbein so genannten „Trübsal am Rande der posthumanen Wüsten“, in die uns eine von Experiment und Nützlichkeitsdenken allein geleitete Wissenschaft letztlich führen würde.



PRIVAT

Wolfgang Frühwald ist Präsident der Alexander von Humboldt-Stiftung – übrigens der erste Geisteswissenschaftler in diesem Amt. Seit 1974 ist er Professor für Neuere Deutsche Literaturgeschichte an der Universität München. Von 1982 bis 1987 war Frühwald Mitglied des Wissenschaftsrates und von 1992 bis 1997 Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft.

